

BUNTE WELT

Nr. 2

Unterhaltungsbeilage

1935

Shirley und der Ruhm

Von Katja

Die Watkins leben in Hollywood. Denkt euch diese närrische Stadt nicht nur als den Himmel und die Hölle des Films. Ich weiß, in den Träumen, Mädchen, seht ihr dort nichts als juwelenfunkelnde, von Sekt und Kaviar lebende, schön geschminkte Schauspielerinnen. Und um so romantischer, abenteuerlicher und nachahmenswerter erscheint es, wenn diese Göttinnen der Leinwand als kleine, unbedeutende Statistinnen begonnen haben, und erst allmählich das wurden, was sie heute sind: berühmte Filmstars!

Die Watkins haben mit derlei Dingen nichts zu tun. Er ist Bankbeamter an der Filiale einer New Yorker Großbank. Er hilft mit, die großen Vermögen der Sterne am Leinwandhimmel zu verwalten. Wird selbst dafür recht schlecht bezahlt. Ist ja auch nur ein kleines Mädchen in dem großen Rad dieser vielfältigen und komplizierten Maschinerie, die da heißt — Großbankbetrieb. Alf Watkin ist dennoch glücklich und zufrieden. Er freut sich, daß er überhaupt noch Arbeit hat. Vor allem aber sind es zwei Menschen, die ihm das Leben lebenswert machen: seine Frau Mabel und sein Töchterchen Shirley.

Mabel war Alfs Kollegin in der Bank. Er arbeitete in der Buchhaltung und sie in der Hauptkasse. Diese beiden Abteilungen haben im Bankgewerbe viel gemeinsame Berührungspunkte. So ergab es sich, daß Mabel und Alf öfter zusammentamen, um mit ernstern Mienen das Soll und Haben ihrer Kunden-Konten zu vergleichen. Ein Zufall war es, daß Alf gerade in dem Augenblick, als er mit Mabel Jackie Coogans Guthaben durchging, ihm durch den Stopp schloß, wie hübsch Mabels blondes Haar eigentlich sei. Als sie ihre Arbeit beendet hatten, ging Alf zum ersten Male nicht mit kurzem „good bye“ aus der Hauptkasse. Sondern er blieb zögernd stehen und begann ein Gespräch, zuerst über das Wetter und später, als er einem warmen, aufmunternden Blick Mabels begegnete, über Fußball und Tennis. Es ergab sich, daß Mabel genau so für Sport schwärmte wie Watkin. Und während sie ihm dies mit heller Stimme versicherte, hatte Alf genug Gelegenheit, um sich endgültig, Kopfüber in Mabel zu verlieben. Ein halbes Jahr später waren sie Mann und Frau. Mabel ging jetzt nicht mehr in die Bank, obwohl sie es eigentlich ganz gern getan hätte. Aber Alf war dagegen. Sie sollte ihre hübsche kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in Ordnung halten, sie sollte für das leidliche Wohl des Mannes sorgen, wenn er heimkam, sie sollte in der freien Zeit Sport treiben und spazieren gehen, sie sollte sich nicht überanstrengen, sondern ein frisches amerikanisches Mädchen bleiben, so, wie Alf sie kennen gelernt hatte. Mabel seufzte ein bißchen, doch sie fügte sich. Dann kam Shirley und alle Gedanken an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vergingen der jungen Mutter.

Es war an Shirleys erstem Geburtstag, als Mabel Watkin am Fenster stand und hin-

übersah zum anderen Ende der Stadt, weit entfernt von den Wohnhäusern der Arbeiter und kleinen Bürger, wo die großen kalten Glashäuser der Filmateliers am Rand des Meeres lagen, und der Rauch ihrer Schornsteine bis in den Himmel stieg. „Weißt du noch, Alf,“ sagte sie zu ihrem Mann, ohne sich umzudrehen, „wie du dich in mich verliebtest? Wir stimmten gerade das Konto von Jackie Coogan ab. Heute ist er ein junger Mann, und von seinem ehemaligen Filmruhm spricht kein Mensch mehr. Aber was er als Kind verdient hat, das wissen wir beide. Der hat's nicht mehr nötig, zu filmen.“ Alf nickte und schob ein großes Stück von Shirleys Geburtstagskuchen in den Mund. Mabel sah immer noch aus dem Fenster, die Stirn eng an das Glas gepreßt. Hinter den Ateliers begann jene große bunte geheimnisvolle Welt, von der die Frauen auf der ganzen Erde träumen: das Wohnviertel der Filmstars. Dort ließen sie ihre phantastischen und ausschweifenden Träume verwirklichen. In Marmor und Gold, in Schwimmbädern aus grünem Jade, in paradisißchen Gärten, in wunderbaren Möbeln, kostbaren Teppichen und exotischen Tieren. Mabel Watkin erfuhr davon nicht mehr, als die Leserin irgendeiner sogenannten mondänen Zeitschrift in Prag, Wien oder Budapest. Trotzdem nur eine Stunde Wegs das Watkinsche Haus von der Villa der Greta Garbo trennte. Doch nicht auf die Entfernung von Raum und Zeit kam es hier an. Sondern es war der Unterschied im Lebensstil, der die Watkins von der Garbo so himmelweit trennte. Milieu und Klasse schufen Fremdheit, Nichtwissen des einen vom anderen, Abgründe, unüberbrückbar. Es gibt so viele Frau Watkins auf der Welt, in Berlin, in Paris, in China und in Japan. Sie alle führen ein Dasein unter ganz ähnlichen Lebensbedingungen wie Mabel. Und sicher würden sie sich ganz ausgezeichnet miteinander verstehen, vorausgesetzt, daß sie sich kennenlernen. Doch was gab es Gemeinsames, das einen Filmstar, der hinbegetert zwischen Manager, Kellner, Intrigen, tausend unsichtbaren Fallstricken, gelegt von neidischen Rivalinnen und den wechselnden Launen eines unberechenbaren Publikums, mit Frau Mabel Watkin verband? Nichts.

„Du träumst ja, Mabel,“ sagte Herr Watkin. „Komm' und is' auch Kuchen.“ Mabel kam. Sie sah zu der kleinen Shirley, die auf dem Boden saß, ein munteres bewegliches Ding, und mit einer zerknautschten Gummipuppe spielte. „Stell' dir vor, Alf, wenn Shirley mal ein weiblicher Jackie Coogan werden würde.“ Alf blieben vor Lachen die Kuchenkrümel im Hals stecken. Er wäre fast erstickt. „Oh, Mabel,“ prustete er dann schließlich, krebserot im Gesicht, „du bist aber heute komisch. Freu' dich, wenn es ein gesundes, frisches Mädchen wird wie du. Euch Weiber machen die Glashäuser da drüben alle ein bißchen verrückt. Wenn ihr selbst nicht dort sein könnt, so sollen schon eure Kinder, die noch nicht kriechen können, daran

glauben. Mabel, sei vernünftig, old boy. Zu dir paßt doch so was gar nicht.“ Mabel schwieg und lächelte. Sie preßte die Rippen fest zusammen, wie alle Frauen, die von nun an entschlossen sind, ihre geheimsten Gedanken dem Lebensgefährten nicht mehr anzubertrauen.

Shirley bleibt vorläufig das einzige Kind des Ehepaars Watkin. Es wächst heran, beschützt und gepflegt, zierlich, goldblond, mit großen blauen Augen, einer lustigen Stumpfnase und einem Mund, der sich auf ganz besondere Art zu ulkig-herrlichem Lächeln verziehen kann. Genau viereinhalb Jahre ist jetzt Shirley. Da liest die Mutter in der Zeitung, daß von den Glashäusern ein Preisausgeschrieben worden ist. Ein Kind wird gesucht für einen Film. Die Mütter sollen kommen, an einem bestimmten Tag, zu einer bestimmten Stunde und ihre Kinder zur Schau stellen. Man verspricht, aus diesem Kinde dann einen „Star“ zu machen. Und was dies bedeutet, das wissen alle Mütter Amerikas, alle Mütter auf der Erde. Es bedeutet Dollars, unzählige Dollars, ein sorgenfreies Leben und eine sichere Zukunft. Es bedeutet aber auch: dem Kind die Jugend zu nehmen, ihm des Lebens zartesten Schmuck abzustreifen, es roh, brutal und willkürlich um seine innigsten Jahre zu betrügen. Auch das weiß manche Mutter. Aber in einer Welt, in der materieller Besitz alles ist, allein imstande, Genuß und Sicherheit zu schaffen, treten solche Erwägungen zurück. Und so steht dem plötzlich Shirley, die kleine viereinhalbjährige Shirley, geschmückt im weißen Kleid und mit hellblauer Schleife vor der Kamera eines geschäftsmäßig-interessierten dreinblickenden Filmopérateurs, der die vielen Kinder ringsherum betrachtet mit dem kalten Lächeln eines Jynkers, dessen Hände noch feucht sind vom Fleisch einer Hollywood-Statistin, die den Weg zum Ruhm nicht anders gehen kann als so. Und die auch einmal ein solch kleines Mädchen war. Hart und schuldlos.

Shirley steht also vor der Kamera. Heiß ist ihr der Kopf, verwirrt kopft das kleine Herz. Wo ist Mama? Shirley möchte am liebsten weinen. Aber nein, vor so vielen Menschen geht das doch nicht. Und dieses winzige Stückchen Eva zwingt sich — zu lächeln. Es wird jenes kleine Lächeln, ulkig und herzlich zugleich. Wenn Shirley so lächelt, wissen die Eltern nicht, ob sie über ihr Töchterchen lachen oder weinen sollen. Es ist ein hinreißendes Kleinstädchen-Lächeln. Der Routinier an der Kamera bemerkt dies wohl. Die entwickelten Platten in der Hand, weiß er sofort: das Lächeln der kleinen Shirley wird über die ganze Erde gehen. Es wird der Filmgesellschaft viele Millionen Dollars einbringen. In den vornehmen Kinopalästen von New York und London hört die Frauen der Bourgeoisie entzückt rufen: „Very nice,“ sich dabei behutsam die geschminkten Wimpern rufend. Und im Berliner Wedding, in düsteren Vorstadtkinos: „Ach Gott nee, det keene Herz.“ In allen

Sprachen und in allen Jargons, in allen Ländern, allen Erdteilen, werden Menschen der verschiedensten Farben und Klassen über das kleine Mädchen Shirley gerührt sein, lächeln, weinen, schluchzen, je nach Temperament und Erziehung. Der Filmmann reibt sich die Hände. Und kurze Zeit darauf erhält Mabel Watkin sowohl durch die Zeitung wie durch einen Brief der „United Film Company of Hollywood“ die Nachricht, daß ihre Tochter für den neuen Großfilm „The little prince“ mit einer Tagesgage von 3000 Dollars engagiert sei.

Die Kollegen in der Bank beglückwünschen Alf Watkin je nachdem mit herzlichem oder neidischem Händedruck. Watkin selbst ist wie betäubt. Das alles geschah hinter seinem Rücken. Mabel hat ihm kein Sterbenswort davon gesagt, daß Shirley sich an dem Wettbewerb beteiligen wird. Soll er böse sein oder —? Jetzt ist es Alf, der nachdenklich am Fenster seines Arbeitsraumes steht und dort hinüber sieht, wo in der Nachmittagsdämmerung die Paläste aus Glas mit dem Schimmer des Meeres zu verschmelzen scheinen. Alf ist ein richtiger amerikanischer Mann. Treibt lieber Sport und überlegt nicht gern viel. Aber das ist doch eine Angelegenheit, das ist doch eine Sache. 3000 Dollars täglich. Was ist er dagegen mit seinen 60 Dollars im Monat. Ein lächerliches Nichts. Und schon wächst die Macht des Geldes hinter dem Bild der kleinen Shirley auf wie eine goldene Wand, die man scheu, fast ehrfurchtsvoll betrachtet. Mabel Watkin sieht der Rückkehr ihres Mannes heute abend nicht ohne Furcht entgegen. Es scheint ihr auch, als mache er nach der weniger herzlich als sonst ausgefallenen Begrüßung Ansätze zu einer Szene. Aber dann zuckt er doch die Achseln. Man wird ja sehen. Gibt eine Weile stumm. Geht schließlich ins Nebenzimmer, in dem die kleine Shirley schläft. Er will kein Licht machen. Das Kind nicht stören. Er hört auf die ruhigen gleichmäßigen Atemzüge, trinkt die warme gesättigte Luft des Zimmers ein. Geht dann leise fort. Das Herz recht schwer.

Der Film „Die kleine Prinzessin“ wird bereits vier Wochen später gedreht. Nun darf Mabel jeden Tag Shirley in die Stadt aus Glas begleiten. Während der Aufnahmen wartet sie in irgendeiner Halle, kostbar eingerichtet mit Ledersesseln, Teppichen und den Tisch voller Filmzeitschriften, auf ihre Tochter. In den Pausen darf sie das Kind betreuen, mit ihm essen und spielen. Shirley berichtet jedes Mal mit glänzenden Augen und vor Aufregung geröteten Wangen, was sie gesehen und erlebt hat, was sie selbst sagen und tun mußte. Das Ganze ist so neu und seltsam. Es macht Shirley furchtbar viel Spaß. Noch macht es ihr Spaß.

Der Film „The little prince“ wird ein Wetterfolg. So, wie es der Monturier an der Kamera vorausgesehen. Begeistert schreiben die Zeitungen von dem neuen weiblichen Jackie Coogan. Alle bringen das Bild der kleinen Shirley, schildern genau ihr Aeußeres, die blauen Augen und die goldblonden Locken, die zierliche Gestalt und vor allem — das Lächeln. Seine Komik und seine Herzlichkeit. „Die kleine Shirley ist beides zugleich: ein Gassenjunge und eine Heilige“, schreibt der begeistertste Filmkritiker eines tonangebenden Pariser Journals. Ungebuldig fragen die Verleihanstalten aus allen Ländern und Erdteilen, wann der nächste „Shirley-Film“ fertig sein wird. Der United Film Company ist nicht imstande, so schnell zu drehen, wie ihre Auftraggeber es verlangen. Keine Ruhe gönnt man dem kleinen Mädchen. Alf Watkin sieht sich gezwungen, seine Stellung in der Bank aufzugeben. Er hat vollauf zu tun damit, das Vermögen seines Töchterchens,

das sich von Tag zu Tag häuft, zu verwalten. Er verbringt die Zeit, um sich mit Rechtsanwältinnen zu beraten, um Konferenzen abzuhalten, Reporter zu empfangen, Interviews zu geben, Briefe zu beantworten, Briefe der Begeisterten, Briefe von Autogrammsüchtigen und — Vettelbriefe. Mabel kennt ebenfalls keinen Augenblick Ruhe. Sie hilft Shirley, ihre Rollen einzustudieren, sie begleitet sie in Modesalons, um ihr Kleider für Film und Leben anfertigen zu lassen. Alle drei Watkins wissen nicht mehr, was ein stilles beschauliches Dasein mit Sonntagspaziergängen und Fußballspielen ist, seitdem das jüngste Mitglied der Familie zu Ruhm und Reichtum gelangte — seitdem Shirley ein Filmstar ist.

Wenn Shirley einmal keine Aufnahmen, Alf keine Konferenzen und die Mutter keine Sitzungen in Modesalons hat, dann bleiben die drei am liebsten in ihrer prunkvollen Villa, die sie inzwischen bezogen haben — dicht neben dem Landhaus der Greta Garbo — und ruhen sich von ihrem gehetzten Leben aus. Sie sind sehr einsam, die drei Watkins. Denn ihre früheren Freunde, keine zufriedene Bürger wie sie, haben sich scheu zurückgezogen. Sie starren jetzt aus ihren Fenstern zu ihnen hinüber, wie Mabel es früher tat. Und auch sie finden keine Brücke zu dieser fremden, geheimnisvollen Welt. In dem neuen Kreis aber kennt man keine Freundschaft, kein beschauliches Sich-Eineinander-Schließen. Dort kennt man nur den jähen Kampf um die neue Rolle, kennt nur Rivalität, Neid, Haß und Feindschaft. Ein Mensch wird nach Dollars gewertet. Nichts an ihm gilt sonst. Zu der kleinen Shirley ist man allerdings gönnerhaft freundlich; sie ist ja keine Konkurrentin für „Vamps“, „Traagische“ und „Dramatische“. Die Kenner wissen: noch zwei, drei Jahre, und die kleine Shirley ist erledigt. Verbraucht. Da man ihr keine Entwicklungsmöglichkeiten gibt, da man nur immer dasselbe aus ihr herauspreßt, einen „Typ“ aus ihr macht und keinen Menschen mit Herz und Seele, wird die Welt ihrer bald überdrüssig sein.

Schon bemerken es die alten erfahrenen Kamera-Leute: wie das süße und komische Lächeln der kleinen Shirley nicht mehr aus den

Tiefen ihrer kindlichen Seele steigt. Wie es Routine wird, kalte, angeeignete. Wie es auf ein Zeichen des Film-Operateurs erscheint und verschwindet. Und wenn Shirley das Atelier verläßt, in ihr Auto steigt, das wartend vor dem prunkenden Glaspalast hält, dann — ja dann lächelt sie überhaupt nicht mehr. Denn das Kind ist viel zu müde. Die heiße stickige Luft in den Aufnahmehallen, der Geruch von Schminke und Parfüm, das grelle, zerstörende Licht der Jupiterlampen, der Lärm und all das Durcheinander — sie sind schuld daran, wenn die abgeschminnte Shirley blaß und müde aussieht, wenn sie mit fünf Jahren das Leiden überreizter Nerven und die Lähnen einer Primadonna kennt. Unduldsam, leicht erregbar und von krankhafter Sensibilität ist. Kostbares Spielzeug macht Shirley keinen Spaß. Sie hat davon bis zum Ueberdruß. Zum Lernen ist sie zu müde, Gymnastik ist Arbeit, Pflicht, keine Erholung. Es gehört „dazu“. Noch wissen die Eltern nicht, wie es mit ihrem kleinen Mädchen sieht. Sie sonnen sich, wie es so schön heißt, in diesem Ruhm. Wenn sich die Watkins irgendwo in der Öffentlichkeit zeigen, bei der Erstaufführung eines „Shirley-Films“ oder sonstwo, kennt die Begeisterung der Menge kein Ende. Mit neugierigen Augen starrt jeder auf das schön angezogene, zurechtgemachte Kind, sie reihen sich um eine feiner goldblonden Locken, sie rufen ihm laute Worte der Bewunderung zu. Shirley muß nicken, danken und — lächeln. Man braucht nur ein bißchen die Oberlippe hochzuschieben und den rechten Mundwinkel abwärts. Dann ist das berühmte, hochbezahlte Lächeln da. Man kann dabei ganz unbeteiligt sein und an ganz etwas anderes denken. Zum Beispiel: an Schlafen und Ausruhen. Ueberhaupt: an In-Ruhe-gelassen-werden. Schön muß das sein, denkt Shirley, der arme kleine Filmstar, das arme reiche altklugen Kind. Am Strand Burgen bauen aus feinem weißen Seesand. Spielen mit verbogenen Blechtopfen und anderen, ganz gewöhnlichen Kindern. Kindern, die niemand ansieht, außer den eigenen Eltern. Kindern, an denen andere, fremde Menschen gleichgültig vorübergehen. Kindern, die nicht berühmt sind. Die nicht einmal wissen, was das ist, was für eine schreckliche, furchtbare und ermüdende Sache: Ruhm!

Aus vergilbten Blättern der Justiz

Die Geschichtsschreibung der herrschenden Klassen pflegt gern das Märchen, daß im Gegensatz zu heute die Justiz des Mittelalters besonders grausam war. Abgesehen von den modernen Foltern des Faschismus, die sich besonders sadistisch und grausam gestalten, läßt auch der moderne Strafvollzug an Grausamkeit nichts zu wünschen übrig. Hält man sich an die Willkür der Historiker, die das Mittelalter bis zum Beginn der Reformation rechnen, kann man feststellen, daß in diesem Mittelalter die Justiz nicht ganz ohne Gerechtigkeitsgefühl war. Die Justiz war nicht wirklichkeitsfremd, sie stand in gewissem Zusammenhang mit den sozialen Umständen jener Zeit.

Erst als die Fürsten zu absoluter Macht erstarrten und in dem Kampf zwischen der zerfallenden katholischen Kirche des Pfaffenstums seinen Zelotengeist ungehindert auszuwirken begann, wurde die Justiz barbarisch. Die Stimme des Volkes wurde am grünen Tisch überhört und die Justiz zu einem Instrument der Rache und der Abschreckung. Erst nach dem Mittelalter beginnt die gefühllose Grausamkeit in der Justiz.

Vorher waren die Gerichtsverfahren öffentlich. Später arteten sie zum Schauspiel, zur Volksbelustigung aus. Die Errichtung eines Galgens wurde von der ganzen Stadt mit einem Nichtfest gefeiert. Eine Meldung des „Berliner Dienstagischen Mercurius“ vom Jahre 1680 aus Hamburg sagt: „Gezrigen Tages wurde für dem Steinhof ein neu Gall-Gericht .. in Zuschauung vieler tausend Menschen aufgericht, da etwa der Zimmergesellen 222 ohne die Schmiedegesellen waren, mit Trommeln und Pfeifen, .. und verurtheilten ihn der Raht 17 Tonnen Bier.“

Als im Jahre 1758 in London die Hinrichtung eines Verurteilten durch den Strang verschoben wurde, spielten sich widerliche und tolle Szenen ab. Die Zuschauer verlangten ihr Eintrittsgeld zurück. Der tolle Pöbel, der sich in seiner Erwartung enttäuscht sah, band einem Gerichtsbediensteten einen Strick unter die Achseln und hängte ihn an den Galgen. So war man auf seine Kosten gekommen. . .

Für manche Vergehen, die heute mit einer kurzen Freiheitsstrafe gesühnt werden, erlannete man auf hohe Strafen. Eine Nürnberger Zei-

tung berichtete 1620 aus Breslau: „Seit wird man allhier einen, so zwei Weiber gehabt, den Kopf abschlagen.“ Grauensvoll war die Todesstrafe, die einen Richter traf, der eine Frau zur Verurteilung trieb, weil sie ihm Geld schuldet. Der Richter wurde verurteilt, „ihn lebendig in einem Mortier — Mörser — zu zerstoßen, wie zu Zeiten des Sultans Amuraths zu geschehen pflegte.“ Diese grausame Strenge gegen einen Richter wendete man allerdings in Konstantinopel an.



Guten Tag, Schah!



Was hast du da?



Schutz für meine Bügelfalte.



Wilhelm I von Preußen bestrafte man einen Juden Hirsch, weil er einige königliche Kassen beleidigt haben sollte, mit öffentlicher Auspeitschung. Weil ihm der Schmerz „aräßliche Flüche und schwere Gotteslästerungen erprechte, wurde er erneut verurteilt, daß er allhier vor der Stadt auf der gewöhnlichen Richtstätte solchergestalt hingerichtet worden, daß ihm zuvor die Zunge aus dem Halse geschnitten, solche dreimal aufs Maul geschlagen und er darauf an den Galgen, die Zunge aber an seine linke Schulter gehängt wurde.“

Im deutschen Böhmen wurden 1628 Mörder „hingerichtet, Riemen aus ihnen geschnitten, mit glühenden Zangen gerissen, die Finger und Zehen abgeschnitten, gespießt, gevierteilt und gerädert.“ In Mecklenburg richtete man noch 1692 einen Mörder und Brandstifter nicht weniger barbarisch. „Ihm wurde anfänglich mit glühenden Zangen das Fleische aus dem Leibe gerissen, das Herz ums Maul geschlagen, und hernach gevierteilt. Die Stücke lebend an der Geer-Strasse aufgesteckt worden.“

Die Geburt eines unehelichen Kindes beim „niederem“ Volk wurde für die unglückliche Mutter zu einer furchtbaren Geißel. Die unentgeltbare Schande führte häufig zum Kindesmord. Der Zwang durch die gesellschaftlichen Anschauungen wurde bei der Strafumessung nicht beachtet. Die Todesstrafe traf die Kindesmutter meist unter den furchtbarsten Begleitumständen. Im Jahre 1655 noch wurde sie gepfählt, das Herz aus dem Leibe gerissen und verbrannt, und die Tote stehend mit dicken Ketten festgemacht. In Holstein wurde 1730 eine Kindesmörderin „gesädet und ersäuffet“. Viehisch zu nennen ist folgender Fall, der sich 1686 in Celle ereignete: „Vor einigen Tagen wurde die bekannte Kindesmörderin justifiziert. Als der Scharrichter die Todesuracht an ihr gewahrt wurde, sprach er ihr kräftig zu, sie möge sich nur Zeit nehmen, ihr Gebet zu verrichten, er wollte sich nicht übereilen. Ehe sich aber jemand verfas, schlug er ihr den Kopf in Gehlen so glücklich herunter, welches wunderlich

anzusehen war. Und schien es gleichsam, als wenn der Leib selber darüber erstaunte und nicht wußte, wie ihm geschehen, in dem er noch eine gute Weile ohne Kopf stehen blieb, ehe er zur Erde fiel, und spritzte in solchen Strahlen das Blut gleich einer Kunst-Wasserröhre oben heraus . . .“

Der deutsche Kaiser Josef II., dem mit dem Herannahen des 19. Jahrhunderts das Pfählen, Rädern, Vierteln offenbar nicht mehr zeitgemäß war, führte als härteste Abschreckungsstrafe das Schiffziehen an der Donau ein. Die Verurteilten trugen, vom Hals herniederhängend, an den Füßen angeschlossene Ketten und mußten vom Ufer aus die schweren Transportschiffe ziehen. Die Unglücklichen nächtigen meist im Freien und erhielten täglich vier Kreuzer für Beköstigung. Den Merkwürdigen und Juristen war diese „Milde“ verhaßt, weil sie um ihre Autorität fürchteten. Wie die Milde in der Praxis ausfiel, beweist folgendes Beispiel: „Ein Wahnsinniger, der in Graz 1786 sechs Menschen umgebracht und ihre Herzen gegessen hatte in der abergläubischen Meinung, er könne sich dadurch unsichtbar machen, und dadurch Glück im Spiele haben und verborgene Schätze entdecken, sollte nach dem Gerichts-urteil mit glühenden Zangen gezwickt und drei Riemen aus seiner Haut geschnitten werden. Nach dieser qualvollen Prozedur sollte er entzweit und verbrannt werden. Der Kaiser „milderte“ die Strafe dahin ab“, daß der Verurteilte drei Tage öffentlich ausgestellt, nachher auf beiden Backen gebrandmarkt und drei Tage nacheinander jedesmal 100 Prügel bekommen sollte. Falls er diese Strafe überlebte, sollte er auf seine übrigen Lebenstage, kurz geschlossen, in ein unterirdisches Loch gesteckt, und jährlich nur einmal herausgezogen werden, um 100 Prügel zu empfangen.

Grausam und unmenschlich war die Justiz der vergangenen Zeit. Entsetzlich und erfüllt von furchtbarem Grauen tobt sich die Blutjustiz der Hitler-Holzerfnechte und die jeder Menschlichkeit und Gerechtigkeit hohnsprechende Rachejustiz der frommen Dollfußknechte aus. In den fascistischen Staaten ist die Justiz der gehorsame Büttel sadistischer Kreaturen.

Fluch der Armut

Es war fünf Uhr morgens. Der beschleunigte Personenzug sollte in einer Minute abfahren. Verschlafene Gesichter lugten auf den fast menschenleeren Bahnsteig. Nur ganz wenige hatten sich an diesem frühen Morgen zur Begrüßung oder zum Abschied eingefunden. Eben kam noch ein Arbeiter die Treppe herauf, tragenslos, die kurze Peise im Mundwinkel und ein Päckchen unterm Arm. Seine Augen glänzten seltsam; fast würden sie Freude strahlen, wenn der Widerspruch, der sich in den stark hervortretenden Wangenknochen manifestiert, nicht zu laut sein würde.

Der Arbeiter schlendert an dem Zug entlang. Wohllich ruft ihm eine Frau, mitten im Abschiednehmen, zu:

— Steigen Sie ein, der Zug fährt gleich ab! Ohne die Sprecherin anzublicken, sieht der Arbeiter nach einer Türlinkle und steigt ein.

Der Zug fährt los. Langsam, ächzend, stöhnend, fast widerwillig, bis er Freude an seinem anfangs so unmelodischen Klattern zu empfinden scheint, und in harmonischem Abwimmeln in den erwachenden Tag hineinfährt, in einem Rhythmus, dem jeder Reisende einen aus

In Cattaro wurden 1684 einer Sklavin, die bei einem Brandstiftungsversuch festgenommen wurde, und sich trotz Folter weigerte, ihre Helfershelfer anzugeben, die Hände und Füße abgehauen und die also Verstümmelte den Hunden vorgeworfen.

In London wurde 1729 ein Kaufmann wegen falscher Kreditbriefe angeklagt. Er ist schuldig erkannt worden, „an den Pranger zu stehen, beide Ohren zu verlihren, und ewig gefangen zu sitzen, dabei ihm noch die Nasenlöcher aufgerißt werden sollen.“

In Holland wurde 1730 über 7 Männer, die sich „wider Gott Gebot im 20. Kapitel des dritten Buches Moses im 13. Vers“ (Homosexuell) vergangen hatten, verurteilt. Zwei wurden lebendig verbrannt, fünf aus besonderer Gnade nur gehängt. Die Körper der Gehängten warf man auf einen Wagen, brachte sie nach Edgewingen, beschwerte sie mit Steinen und warf sie in den See.

Als 1695 in Berlin ein Mann und eine Frau wegen Ehebruch verurteilt wurden, und einflussreiche Freunde sich um Strafmilderung bemühten, schrieben die „Ordentliche Wöchentliche Post Zeitungen“: „es wird aber nit angehen, und haben gehört die Herren Prediger schroff davon gepredigt, absonderlich, weil dieser doppeelte Ehebruch an einem Sonntag unter der Haupt-Predigt erfolgte.“

In Paris wurde 1716 ein Buchdrucker, der „in einem von ihm verlegten Kalender seinen Prinzipal und dessen hoher Familie den gehörigen Titel nicht gegeben, auf Veranlassung eines Grafen, der sich beim Regenten beschwerte, in die Bastille gesperrt.“

Entsetzlich ist die juristisch motivierte Ermordung unschuldiger und verführter Kinder. In Danau wurde 1681 ein „Mädlein von ungefähr 14 Jahren, so verschiedene Feuer angelegt, verurteilt, und selbiger erstlich der Kopf abgehauen und hernach verbrannt.“ Als 1749 die frommen Herren zu Regensburg wieder einmal eine „Here“ verbrannten, öffnete man einem unschuldigen achtjährigen Mädchen, das die Hegererei auch schon gelernt haben sollte, die Adern, daß es sich zu Tode bluten mußte. In der Breslauer Gegend mordete man 1732 öffentlich einen Säugling, der die Frucht einer Blutschande zwischen Vater und Tochter war. Weil das Kind nach Öffnen der Adern nicht sofort starb, „hat endlich der Nach-Richter mit seinem Schwert das arme Kind durch das Halslein fahren und dasselbe töten müssen.“

Sehr hart wurden von der Justiz, offenbar auf Verreiben des Klerus, die Juden angefaßt. Ein arabischer Jude büßte den Versuch, ein Christenmädchen zu verführen, mit furchtbarem Tode. „Kraft des über ihn ergangenen Urteils sollte er lebendig verbrannt werden, weil er aber die katholische Religion noch annahm, und an dem Tage der Exekution die Taufe empfing, wurde die Todesstrafe gemildert, und er entzweit, ihm die Zunge aus dem Halse gerissen und der ganze Körper nachher verbrannt.“ Unter dem frommen Friedrich

dem Text unterlegt, diktiert von Hoffnung und Sorge, von Glück und Leid.

Immer schneller geht's. Fast könnte man glauben, im D-Zug zu sitzen. Der Arbeiter, der bisher ruhig auf seinem Fensterplatz gesessen hatte, wird, als die ersten zwei kleinen Stationen am Zuge vorbeiziehen, unruhig. Sein Blick dahin in sich hineinküchelnder Blick wandert von einer Abteilseite zur andern, auf Bäume, Gärten, Felder und Reklameschilder, bis sich endlich eine quälende Frage über seine Lippen ringt:

— Wohin fährt der Zug?

— Nach Köln über Minden, Dorimund, Essen — antwortet die Dame, an die sich der Arbeiter wendet.

— Er fährt doch aber an so viele Stationen vorbei?

— Weil es ein beschleunigter Personenzug ist.

— Dann bin ich in den falschen Zug eingestiegen!

Die Augen haben ihren Glanz verloren, die selbige Vertraulichkeit hat sich in Gram und stillen Fluch verwandelt. Die Zähne vergraben sich in die Rippen, die Hände spielen nervös an der Tabakspfeife und der Blick irrt von Fenster zu Fenster, den teils neugierigen, teils mittelstidigen Blick der Mitreisenden möglichst meidend.

Weniger um sprechen zu können, als um den aufdringlichen Blicken das Quälende zu nehmen, sagt der Arbeiter großend:

— Am liebsten möchte ich aus dem Zuge springen!

— Na, so schlimm ist es doch nicht. Der Zug muß ja bald wieder halten. Es ist doch kein D-Zug.

— Aber meine Karte gilt doch bloß bis L. Wenn jetzt der Schaffner kommt...

— Vielleicht hat er Einsicht!

— Vielleicht! — Das wäre ja auch noch nicht das Schlimmste...

Den Arbeiter würgt es an der Kehle. Stumpf haftet sein Blick auf der Landschaft, die sich im Tau und Goldglanz der ersten Sonnenstrahlen badet. Plötzlich wendet er den Kopf um.

— Sieben Monate war ich arbeitslos. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, was das bedeutet, nur von Erwerbslosenunterstützung leben zu müssen. Nun gelang es mir endlich, Arbeit in M. zu erhalten. Heute soll ich anfangen. Um 8 Uhr. Und nun...

Alle schwiegen.

D. R.

Wußten Sie das schon?

Im Technologischen Institut von Massafetta ist ein Observatorium eingerichtet worden, dessen Hauptaufgabe es sein wird, den Nebel zu studieren, um dadurch die Möglichkeit zu seiner Bekämpfung zu gewinnen. Eine große Rolle spielen die Messungen zur Bestimmung der Feuchtigkeit der Luft. Auch die physische und chemische Beschaffenheit des Nebels wird eingehend studiert.

Ein Stausee, der 2240 Meter über dem Meer zu liegen kommt, wurde bei Sitten im Rhonetal durch den Bau eines Staudammes des Elektrizitätswerkes der Digence angelegt. Für den Bau des Damms mußte vor Beginn der Arbeiten eine eigene Bahnlinie, eine neue Straße, mehrere Schwebebahnen und eine Seilbahn errichtet werden. Der projektierte Stausee wird 50 Millionen Kubikmeter Wasser fassen können. Für den Damm selbst ist eine Länge von 450 Metern, eine Höhe von 87 Metern und eine Dicke am Fuß von 67 Metern vorgesehen. Mehr als 18.000 Arbeiter sind an der Baustelle beschäftigt.

Der Wunsch, das Innere des Menschen photographieren zu können, hat den Arzt Dr. Valenz in Chicago dazu gebracht, die kleinste photographische Kamera zu konstruieren, die es je gegeben hat. Der kleine Apparat ist am Schlauch einer Magenpumpe befestigt, und der Patient, dessen Magen photographiert werden soll, schluckt diesen Apparat zusammen mit dem Schlauch hinunter. Der Apparat besteht aus zwei Teilen, und zwar ist in dem einen eine kleine, aber sehr kräftige elektrische Lampe angebracht, die ein kaltes Licht von 12.000 Kerzen ausstrahlt, bei dem die photographische Aufnahme vor sich geht. Es können auf einmal bis zu acht Aufnahmen auf diese Weise gemacht werden. Die Bilder sind einen Viertelzentimeter hoch und breit und müssen natürlich vergrößert werden, ehe sie zu Studiengzwecken benutzt werden können.

Zu den Tieren, die viel besser sind, als ihr Ruf, gehören ohne Zweifel die Vampire, denen bekanntlich nachgesagt wird, daß sie bei Nacht das Blut schlafender Menschen saugen. Die jetzt noch existierenden Vampire leben von Insekten und Fröschen, und nur in ganz seltenen Fällen ergreifen sie sich an Vögeln oder kleinen Säugetieren, denen sie etwas Blut ansaugen. Es ist aber beobachtet worden, daß die Vampire fast immer unmittelbar nach dem Blutgenuß sterben, da sie an diese Nahrung durchaus nicht gewöhnt sind.

Heiteres

„... wir lagen in Valparaiso“, erzählte der Kapitän, „die ganze Mannschaft malariakrank, und wollten Guano einnehmen...“ „Was Sie sagen“, unterbrach ihn seine Tischdame, „ist Guano wirklich so gut gegen Malaria?“

„Ich begreife nicht“, wunderte sich Lena, „wie du gestern den ganzen Abend mit Sophie zusammen sein konntest — wo du doch immer behauptest, du kannst sie nicht aushalten!“ — „Kann ich auch nicht“, sagte Mfe. „Aber hast du nicht gemerkt, wie mein Grünes ihr Gelbes austauch?“

„Kann ich das Buch „Wie wird man in drei Monaten Millionär?“ geliehen bekommen?“ — „Für welche Zeit denn?“ — „Für drei Monate!“

Der Vater liegt im Sterben und ruft an sein Sterbebett seine Frau und seine beiden Kinder: „Mutter, bist du da?“ — „Ja, Vater, ich bin da?“ — „Sara meine Tochter bist du da.“ — „Ja Vater, ich bin da.“ — „Moiße, mein Sohn, bist du da?“ — „Ja, Vater, ich bin da?“ — „Und wer ist im Geschäft?“

„Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?“ fragte Don Juan die reizende Dame auf der Straße. — „Aber mein Herr — ich kenne Sie doch gar nicht!“ erwiderte sie empört. — „Gestatten Sie: Dr. Ernst Müller“, verbeugte sich Don Juan. — „Und wo wohnen Sie?“ fragte sie weiter — „Alle Achtung“, dachte er. „Die geht aufs Ganze!“ Und geschmeichelt gab er wahrheitsgemäß an: „Kaiserallee 86, drei Treppen links.“ — „Gut“, sagte die junge Dame. „Nahm ich den Schirm aus der Hand, öffnete ihn, ließ eilig weiter. ließ Don Juan im Regen stehen und rief ihm nur noch nach: „Vielen“

Dank. Ich werde den Schirm morgen durch mein Dienstmädchen zurückbringen lassen!“

Sie: „Ist es nicht fürchterlich, der Arzt hat mir das Singen verboten!“ — Er: „Denk doch mal an! — Und ich hatte zuerst zu dem Mann gar kein Vertrauen!“

Er: „Ich sage dir, eine Witte habe ich, ich könnte alles kurz und klein schlagen!“ — Sie: „Das kannst du billig haben. Gehe mal sofort in den Keller und mache mir Brennholz!“

„Haben Sie schon gehört, daß ich Schauspieler geworden bin?“ — „Nein, ich hörte nur, daß Sie zur Bühne gingen!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 216

Von Wilhelm Bentel, Arnsdorf b. Tetschen.

Schwarz: Kd5, Da8, Td7, Lg2, Spb6, Ba5, f6, e4. (5)



Weiß: Kf5, De2, Le5, Spb5, Bb4. (5) Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzuenden. Aufgabe Nr. 215 ist nach Da6—d3 unlösbar.

Aus den Sektionen.

Gen. Schöpka gab in Zuckmantel ein Simultanspiel an 13 Brettern. Ergebnis war: 7 gewonnen, 6 verloren. Gen. Hilgarth aus Zuckmantel spielte gegen 14 starke Spieler der tschechischen Schachsektion in Zuckmantel. Dem sehr jungen und talentierten Gen. Hilgarth gelang es 9 Partien für sich zu entscheiden, nur 5 Partien gingen für ihn verloren. Gen. Hilgarth, welcher auch an ersten Partien einen starken Partner abgibt, ist erst 18 Jahre alt.

Arbeiter-Schachklub Wisterschan.

Das Vereinsturnier, welches am 28. Dezember seinen Abschluß fand, endete bei Teilnahme von 20 Spielern mit folgendem Endstand: Sieger wurde der mehrmalige Vereinsmeister Gen. Schach noch mit 18 Punkten (17 gewonnen, 2 remis). In größerem Abstand folgten Frisch 16 Punkte, Robek und Kraus je 15½ Punkte, Novotný u. Walter je 13 Punkte, Schmied 12½ Punkte, Schramm 12 Punkte, Röckl 10 Punkte, Ernst 9 Punkte, Skarwada 7½ Punkte, Glaubner 7 Punkte, Trütsch, Kara und Settmached je 6½ Punkte, Michel 6 Punkte, Matšcha u. Altschmid je 5½ Punkte, Mikula 4 und Swoboda 2 Punkte.

In Trauschkowitz bei Komotau wurde ein Blütturnier veranstaltet in dem der bekannte Komotauer Spieler Gen. Sachs als Sieger hervorgegangen ist. Nach ihm folgten Fialka, Girstel, Gög u. s. w. Dem Gen. Sachs ist es gelungen, in diesem Jahr die Vereinsmeisterschaft in Komotau an sich zu bringen. Näherer Bericht folgt.

An alle Schachgenossen des V. Kreises.

Anlässlich des Kreisturnfestes, welches am 29. und 30. Juni in Aussig stattfindet, organisiert die Arbeiter-Schachpartei einen großen Massenschachwettkampf. Es treten die Schachgenossen der Erzgebirgsgruppe (Teplitz-Komotau) gegen die Genossen der Elbgruppe (Aussig-Warnsdorf) an mehr als 50 Brettern an. Es geht an alle Schachgenossen die Aufforderung, sich jetzt schon darauf vorzubereiten und bis auf den letzten Mann daran teilzunehmen.